

MAX SCHELER †

von Professor Dr. Nicolai Hartmann, Köln

Am 19. Mai ist Max Scheler in Frankfurt einem Herzschlage erlegen. Mitten aus seiner eben begonnenen Lehrtätigkeit an der Frankfurter Universität, mitten aus der Arbeit an seinen großen Entwürfen zur Anthropologie und Metaphysik hat ihn der Tod gerissen, ihm selbst so unerwartet wie seinen zahlreichen Freunden und Schülern. Unvollendet liegt sein Lebenswerk da. Er selbst, der noch nicht voll 54jährige, sah es weit mehr in der Zukunft als in der Vergangenheit liegen. Ihn täuschte nicht das hohe Maß von wissenschaftlichem Ruf und Anerkennung, nicht die weite Auswirkung seiner Schriften diesseits wie jenseits der deutschen Grenzen, nicht der längst entbrannte Streit für und wider seine Philosophie noch die von Jahr zu Jahr deutlicher in die Augen springende Tatsache, daß viele der besten Köpfe — und nicht die jüngsten allein — fruchtbar auf Wegen fortarbeiteten, die er gewiesen. Manchem stillen Forscher ist es versagt, die eigene Wirkung noch zu sehen und zu verfolgen. Scheler wurde diese Genugtuung früh zuteil. Aber nie hat er sich durch sie blenden lassen. Nicht Vollendung bedeutete sie ihm, sondern den Anfang größerer Dinge. Denn zu Größerem fühlte er sich berufen. Und er durfte es wohl. Nicht leere, unerfüllbare Projekte waren es, die er, der innerlich ruhelos Arbeitende, mit sich herumtrug; es war wohldurchdachtes, langsam gereiftes, vielfach bis ins einzelne durchgeformtes gedankliches Gut, die Frucht positivsten Forschens und Schaffens seiner besten Jahre. Die großen Vorlesungszyklen seiner neunjährigen Kölner Lehrtätigkeit, von denen nachgerade so manches schlagende Wort über den Hörsaal herandrang, die Arbeiten seiner Schüler, Vorträge und Aufsätze, in denen er selbst manches vorwegnehmend aussprach, legen genugsam Zeugnis davon ab. So reißt sein plötzlicher Tod eine Lücke in den lebendigen Gang der deutschen Philosophie, die kein sehnlicher Wunsch und kein treuliches Fortschreiten anderer auf seinen Spuren wieder ausfüllen kann.

Ist so sein Lebenswerk, gemessen an seinem inneren Plan und der Größe seines Ausholens, Fragment geblieben, so ist es doch weit mehr als Fragment, wenn man das Geleistete rein in sich selbst nimmt und an der Leistung mißt, die anderen, neben ihm in der gleichen Zeit Stehenden gelang. Es lag in Schelers Natur, alles was er schuf, aus unmittelbarer Fühlung mit den jeweilig neuesten und fortgeschrittensten Errungenschaften spezialwissenschaftlicher Forschung heraus zu schaffen. Seine einzigartige Kraft schnellen, intuitiven Er-

fassens, die hohe Gabe, aus verwickelten Zusammenhängen auf den ersten Griff das Wesentliche herauszuheben, in plastische Form zu fassen und größeren Gesichtspunkten unterzuordnen, befähigten ihn dazu. Unausgesetzt verfolgte er, was in Sozialwissenschaften und Psychologie, in Physiologie und klinischer Forschung, in Religionswissenschaft und theoretischer Physik am Werden war. In seiner geistigen Werkstatt fand sich stets das Neueste zusammen. Aber niemals verwandte er es eklektisch anbauend, stets baute er organisch ein, baute von Grund aus neu. Diese Lebendigkeit des Mitgehens und der Neugestaltung gab seiner Arbeit in jedem Augenblick die Aktualität und Durchschlagskraft, die eine Mitwelt — und nicht die wissenschaftliche allein — in Atem halten konnte. Den Freunden aber, die ihn persönlich suchten, trat eben dieses in noch ganz anders überwältigendem Ausmaße nahe. Scheler konnte, wie selten einer, gesprächsweise Gedanken entwickeln, ja, neu formen, Durchblicke geben, Perspektiven eröffnen, in denen alles geschaut oder doch bis auf Geschautes zurückgeführt war. Den kaum geborenen Gedanken konnte er plastisch-konkret, überzeugend hinstellen, so daß der Blick ihm nur zu folgen brauchte, um selbst zu schauen. Diese wunderbare Intuitionskraft verließ ihn nie. Sie streute, wo immer sie den Lernwilligen fand, eine Fülle aus, die keine Grenzen zu kennen schien. In ihr lag das Geheimnis jener Macht, die immer wieder die Besten zu ihm hinzog, die es zuwege brachte, daß ein jeder beschenkt von ihm ging. Und mancher hat in Jahren des Ringens und der Arbeit von dem Geschenk solch einer Stunde mit Scheler gezehrt.

Die Zeit, in der seine Gedankenwelt reifte, das erste Viertel unseres Jahrhunderts, bedeutete für die deutsche Philosophie eine Epoche des großen Umschwunges. Sie ist gekennzeichnet durch die Überwindung des Psychologismus, des Positivismus und des neukantischen Idealismus, durch das Wiedererwachen der Metaphysik, die Wiedergewinnung der Problemfülle und das langsame Heraufkommen einer lebensnahen, lebenerfüllten und darum dem Leben gerechtwerdenden Philosophie. Was sich in Schelers wissenschaftlichem Werdegang spiegelt, ist weit entfernt, ein bloßer Abglanz dieser Entwicklung zu sein. Sein Werden ist hier vielmehr wesentlich mitbewegende Kraft, an mehr als einem entscheidenden Punkte war er der Führende. Auch das liegt tief in seiner persönlichen Eigenart begründet. Denn bei ihm war alles Philosophieren von Hause aus Lebensphilosophie, und zwar in anderem Sinne als bei denen, die dieses Schlagwort prägten und in ihre Buchtitel aufnahmen. Er brauchte das Leben nicht erst zum Gegenstande zu machen, nicht „über“ das Leben zu philosophieren; bei ihm strömte die Philosophie von vornherein aus der Lebensfülle. Ihm war Leben und Philosophieren nicht zweierlei. Aus der reichen Gegenwartsfülle

kam sein Gedankenreichtum; er war ihm Ausdruck, Prägung, Zeugnis von dem, was sein eigenes Leben und das Leben seiner Zeit erfüllte. Die erhöhte Fähigkeit intensivsten Erlebens war in seinem Wesen unmittelbar identisch mit der erhöhten Fähigkeit intuitiven Erfassens und philosophischer Auswertung. Die Kluft zwischen Leben und Denken, die noch in den meisten der Großen so schwer sich schließen will, in ihm war sie überbrückt. Er lebte weltzugewandt und lebenszugewandt, der Genuß eines glückhaften Augenblicks war ihm heilig, das Gegenwärtige, wie es sich wechselnd bot, vermochte er liebend zu umfassen, wie denn die flüchtige Gegenwart gerade durch ihn, durch dieses sein liebendes Umfassen und Zurückstrahlen, oft genug erst ihre Krönung, ihre Weihe empfing. Dem Flüchtigen im Erfassen und Widerschenken das Ewige abzugewinnen, seine Bedeutung festzuhalten in der Zeitlosigkeit des reifen Gedankens, war seine eigenste Gabe, der nie versiegende Quell seiner Denkerkraft. Diese Gabe war es, die ihn, der nie eine Lebensphilosophie geschrieben, zum eigentlichen und wahren Philosophen des Lebens machte. „Wer das Tiefste gedacht, liebt das Lebendigste“ — dieses auf Sokrates geprägte Dichterwort paßt auf ihn, wiewohl mit umgekehrtem Vorzeichen. Denn weil er das Lebendigste liebte, und dieses Lieben ihm die Gestalt des Gedankens gewann, dachte er das Tiefste.

Um die Wende des Jahrhunderts begann in Jena seine Laufbahn. Die Schrift, mit der er sich in der wissenschaftlichen Welt einführte, über „Die transzendente und die psychologische Methode“ (1901), ist dem zentralen Streitpunkt jenes Kampfes der Schulen gewidmet, der damals ausgetragen wurde. Schon diese Schrift zeigt die Form seiner späteren Arbeitsweise: das Aufdecken der Schwächen auf beiden Seiten, um ein Neues, Positives in Griff zu bringen. In weit höherem Maße, als Scheler damals voraussehen konnte, hat sich das, was seine Untersuchung aufwies, erfüllt: beide Parteien jenes Kampfes sind erlegen, beide „Methoden“ sind einer dritten gewichen, die in eben jenen Jahren durch Husserls „Logische Untersuchungen“ heraufgeführt wurde.

Folgerichtig vollzieht sich der Wandel in ihm, in engster Fühlung mit dem Schritt der Zeit. Oft eilt er voraus, aber stets bleibt sein Blick auf die Grundlagen gerichtet. Das Methodenproblem als solches kann ihn dauernd nicht fesseln. Er hat den treffsicheren Instinkt aller produktiven Köpfe, daß echte Methode nicht im Methodenbewußtsein, geschweige denn in der Methodenforschung erwächst, daß sie sich vielmehr ungesucht dort einstellt, wo der Forschende unbeirrt der Sache zugewandt bleibt. Die Sache aber, die ihn seit seiner Dissertation (1899) gefangen hielt und anderthalb Jahrzehnte unausgesetzt beschäftigt hat, ist das Problem der „ethischen Prinzipien“, die Frage nach dem Wesen

des Guten, des Sollens, des Wertvollen und Wertwidrigen, der Handlung und Gesinnung.

Um dieser Frage Herr zu werden, bedurfte es freilich einer neuen Art des Vorgehens, jener dritten Methode, der er seit den Anfängen auf der Spur war. Sie fiel ihm als reife Frucht vorgeschrittener Arbeit zu, als er bei seiner Umhabilitation nach München in jenen Kreis von „Phänomenologen“ trat, der eben damals begann, die Früchte von Husserls Denkarbeit zu ernten. Hier fand er ein Rüstzeug, das seiner intuitiven Denkart entsprach. Dieser Fund war und blieb das entscheidende Ereignis in seiner philosophischen Entwicklung. Im Kreise der Gleichgestimmten und Gleichgesinnten wurde er schnell Meister des neuen Verfahrens, brachte durch seine Problemfülle den großen Zug in die Phänomenologie, der sie zu einer geistigen Bewegung erhob, und schritt nun führend voran.

Was zuerst zur Reife gelangte, war das ethische Problem. Drei Schriften voll neuer tiefer Einsicht geben davon Zeugnis: die beiden kleineren Arbeiten „Über Ressentiment und moralisches Werturteil“ (1912) und „Zur Phänomenologie der Sympathiegefühle“ (1913), sowie das grundlegende Werk „Der Formalismus in der Ethik und die materiale Wertethik“ (I. Teil 1913). Nach zwei Fronten hin grenzte Scheler hier den neuen Wertgedanken ab: gegen den Wertrelativismus Nietzsches und gegen den Kantischen Formalismus des Sittengesetzes. Zugleich übernahm er von beiden Seiten das eigentlich Positive und Geschaute: die Mannigfaltigkeit und Inhaltsfülle des Wertreiches, wie Nietzsche es erschaut, und die Apriorität des Wertbewußtseins, wie Kant sie für den kategorischen Imperativ erwiesen hatte. Er vollzog damit eine geschichtliche Synthese von solcher Tragweite, machte ein Forschungsgebiet von solchem Umfange zugänglich, daß er der philosophischen Ethik auf lange Sicht den Weg vorzeichnete. Das Bahnbrechende darin war etwas eminent Positives: der Gedanke des Wertgefühls und der auf ihm beruhenden Wertschau. Daß die stellungnehmenden und wertfühlenden Akte, wie Anerkennung und Ablehnung, Billigung und Mißbilligung, Bewunderung und Empörung, Liebe und Haß, auch werterschließende Akte sind, ja, daß in ihrem Vorhandensein in allem menschlichen Verhalten auch das Vorhandensein der Werte selbst sich offenbart — dieser an sich ganz schlichte und gleichsam dem Leben unmittelbar abgelauschte Gedanke war für eine Zeit, die Akte nur psychologisch-genetisch und Inhalte nur kantisch-formal zu interpretieren wußte, keineswegs eine Selbstverständlichkeit. Es bedurfte des radikalen Bruches mit einer langen Reihe von traditionellen Vorurteilen, um der neuen Einsicht Geltung zu verschaffen. Die Energie, mit der Scheler diesen Bruch vollzog, die intuitive Kraft, mit der er den Sinn des materialen (d. h. inhaltlichen) Wertapriori auf allen Wertgebieten nicht

nur nachzuweisen, sondern auch dem lebendigen Wertgefühl des Lesers greifbar zu machen wußte, steht einzig da unter den philosophischen Leistungen jener Jahre. Sie eröffnete den Einblick in das noch unbetretene Reich der Werte, zeigte nicht nur den Zugang zu seinem ungehobenen Reichtum, sondern auch Mittel und Wege zu seiner Hebung und gab der ethischen Forschung damit ein fast verschüttetes Gegenstandsgebiet wieder. Zugleich aber leuchtete sie in die Tiefen des Menschenwesens hinein, wie seit Nietzsche es niemand vermocht hatte. Darum lagen in diesem ersten großen Wurf außer den Grundlagen der neuen Ethik auch die Anfänge seiner späteren religionsphilosophischen und anthropologischen Studien.

Die Kriegsjahre rissen ihn in die Gegenwart zurück. Dem Sinn der Geschehnisse und geistigen Strömungen der Zeit wußte er überzeugend Ausdruck zu geben. So entstanden seine Kriegsbücher, von denen zumal das erste über den „Genius des Krieges“ (1915) in weite Kreise eindrang und ihn, den damals zurückgezogen in Berlin Lebenden, mit einem Schlage bekannt machte. Gleichzeitig aber dringt immer stärker die religiöse Note in seinem Denken durch. Schon der zweite, breit angelegte Teil seiner Ethik (1916) hat neben der Lehre von Person und Wert das Gottesproblem zum Gegenstande. Ganz der Religionsphilosophie gewidmet sind die gedankenreichen Abhandlungen, die er 1921 unter dem Titel „Vom Ewigen im Menschen“ veröffentlichte. Daneben reifen in zahlreichen Aufsätzen seine soziologischen Studien. Auch hier ist er der Führer auf neuen Wegen. Im Gegensatz zu Marx und der materialistischen Richtung entsteht unter seinen Händen eine Soziologie des geistigen Lebens, der kulturellen Schöpfungen, ja, des Wissens und der Wissenschaft. Überreich an Ideen ist die Sammlung seiner Aufsätze „Zur Soziologie und Weltanschauungslehre“ (1923/24), tief eindringend das letzte größere Werk „Die Wissensformen und die Gesellschaft“ (1926), dessen zweiter Teil („Erkenntnis und Arbeit“) einen bedeutsamen Vorblick auf die seit langem geplante, nie ausgeführte Metaphysik und deren erkenntnistheoretische Grundlage gibt.

Wohin diese seine Metaphysik tendierte, ist trotzdem nach dem Vorliegenden nicht leicht zu sagen. Denn noch war sie in Schelers eigenem Denken nicht zu Ende ausgereift, und wer öfters die Gelegenheit hatte, seine Andeutungen darüber zu hören, konnte die Lebendigkeit des Wandels sehr wohl spüren, dem selbst die letzten Grundlagen noch unterworfen blieben. Zu tiefst gewandelt hatte sich im Laufe des letzten Jahrzehnts vor allem die Gottesidee. Noch 1916 im zweiten Teil der Ethik war sein Weltbild ein ausgesprochen personalistisches: Gott stand als höchste „Gesamtperson“, zugleich als Wert aller Werte im Zentrum der Welt. Von dieser Position aus konnte Scheler sich dem positiv kirchlichen Empfinden weiter Kreise so weit nähern, daß

diese in ihm den Wegbereiter neu erwachender Religiosität erblickten. Aber die innere Dynamik des Gedankens in ihm stand nicht still. Sie führte ihn notgedrungen weiter. Was denen, die ihn auf ihr Dogma festgelegt, wie ein Bruch erscheinen mußte, war schlichte philosophische Folgerichtigkeit. Die Schwere des Realitätsproblems, die ihn von Jahr zu Jahr mehr erfaßte, zwang ihn zur Umorientierung. Das Problem der Ontologie, das in diesen Jahren gleichzeitig in verschiedenen Köpfen aufzuleben begann, hatte auch ihn erfaßt. Und es entsprach dem Radikalismus seines Wesens, daß er hier wie immer und überall nicht halbe Arbeit machen konnte. Das Gewicht der niederen, ungeistigen Seinsmächte verlangte nach Ausdruck und Anerkennung. Scheler fand den Ausdruck in der Form eines Voluntarismus, der in manchen Zügen an Schopenhauer gemahnte, aber in dem Ausblick auf Vollendung und Endziel dem Pessimismus das Wort abschnitt. Eine Weltentwicklung großen Stils, vom alogischen und blinden Seinsdrang bis hinauf zur Wert- und Sinnerfüllung im reinen geistigen Sein, schwebte ihm als das Geheimnis der Welt vor. Zugleich aber auch als das Geheimnis des göttlichen Wesens. Denn eben diesen Prozeß verstand er als das Werden Gottes in der Welt.

Was Schelers Stärke war, die Kraft stetigen Umlernens, unentwegter Wandlung und Neugestaltung, die Sorglosigkeit, mit der er früher Behauptetes fallen ließ, sobald es ihm selbst und der veränderten Problemlage der Zeit nicht mehr genügen konnte, — gerade das mußte denen, die nicht im gleichen Tempo fortzuschreiten vermochten, zum Stein des Anstoßes werden. Gerade den Wandel der metaphysischen Anschauungen warf man ihm vor; man empfand ihn als Abtrünnigkeit, als eine Art Fahnenflucht. Das Umlernen erschien als Mangel an Kontinuität, als Konzession an den Augenblick. Die innere Konsequenz, die dahinter stand, war freilich dem Fernerstehenden um so schwerer sichtbar, als Schelers Schrifttum die Rechenschaft über sie einstweilen schuldig blieb. Er hatte diese Rechenschaft wohl vorbereitet, aber er ist nicht mehr zu ihr gekommen.

Grundsätzlich aber wird sich wohl gerade in diesem Punkt niemand täuschen lassen, der nicht aus weltanschaulicher Voreingenommenheit zu unbesehener Ablehnung gedrängt ist. Die hohe Kunst fortschreitenden Umlernens ist nicht jedem gegeben. Auch von den Großen der Geschichte haben nur wenige sie besessen. Mit ihr steht Scheler in einer Linie mit Denkern wie Fichte, Schelling, Nietzsche, ja, wohl auch Platon. Daß er nicht nur zu einem Zeitpunkt führend war, sondern im Fortgange der Probleme und Theorien auf mehr als einem Gebiete führend blieb, war nur durch sein eigenes Fortschreiten möglich, das stets ein Mitgehen, oft ein Voranschreiten war. Gewiß wird hier manches Zugeständnis an den geschichtlichen Augenblick zu verzeichnen

sein. Er selbst hat das im Urteil über die eigenen früheren Arbeiten — z. B. über seine Kriegsbücher — am wenigsten zu verhehlen gesucht. Trotzdem war das, was er dem Augenblick gesagt, oft genug das entscheidende Wort zur entscheidenden Stunde. Es gibt eben auch ein Recht des Augenblicks und eine Wahrheit des Augenblicks. Nicht alles, was an sich wahr ist, ist deswegen schon zur Stunde das Wahre, das nottut. Wer dem Ernst der Stunde gerecht werden will, kann nur aus ihr heraus, nicht weltfremd abseits stehend, ihr Sprecher sein. Und ist es wohl glaubhaft, daß, wer die Wahrheit des Augenblicks nicht trifft, die ewige Wahrheit auszusprechen vermag?

Wer in vorderster Linie schreitet, muß unaufhaltsam vorwärts. Er darf den Schein der Inkonsequenz nicht scheuen. Scheler scheute ihn nicht. Darum fiel ihm das Odium derer zu, die stehen blieben. Er aber wahrte gerade so die Konsequenz innerer Kontinuität. Er war kein Systembildner, so sehr auch alles, was er angriff, sich unter seinen Händen sogleich systematisch formte. Er hatte keinen Sinn für diejenigen, die von einer These aus — und sei sie noch so wohlfundiert — gemächlich Folgerungen ziehen, ohne sie selbst, die Grundlage, fort und fort zu revidieren. Er war von Grund aus Problemdenker. Ihn trieb es unausgesetzt zurück an den Ursprung. Und so oft sich ihm da ein Neues auftat, mußte er dem Alten widersprechen.

Ist es nicht im Grunde ein falscher Maßstab in der Philosophie: ob einer sich selbst widerspricht? Wieviel hat Nietzsche, wieviel selbst Kant sich widersprochen! Jedes neu geschaute Problem hat seine eigene Dynamik, eigene Logik, eigene Konsequenz. Wer ihr gerecht wird, unbeirrt durch utopisch postulierte Einheitlichkeit, ist der echte Problemdenker. Vom konstruierten Systembilde aus ist es leicht, einheitliche Perspektiven zu geben. Der Welt der Wirklichkeit wird man so nicht gerecht. Die Welt ist nicht widerspruchlos. Sie erfassen kann nicht heißen, ihr Wesen in widerspruchsfreien Thesen formulieren. Und wenn auch aller Widerspruch zuletzt seine Lösung finden sollte, so heißt es doch zunächst, die Widersprüche aufnehmen, ihnen gerecht werden. Der Philosoph kann das in vielerlei Weise. Er kann wie der Cusaner die konkrete Welt als die der *Opposita* verstehen und deren Koinzidenz der Gottheit vorbehalten. Er kann wie Hegel den Widerspruch von Schritt zu Schritt zum Thema machen und seine Entwicklung durch das Stufenreich der Welt als Dialektik verfolgen. Er kann ihn aber auch ohne vorweggenommenes Schema schlicht im eigenen Leben und Denken sein Zeugnis ablegen lassen. Und dann geschieht es, daß Leben und Denken zum steten Umlernen wird. Scheler ging diesen Weg. So wurde sein Leben und Denken zum unentwegten Ringen und Vorwärtsdrängen. Und so gerade war es ein einziges großes, unentwegtes, in jedem Schritt echt philosophisches Wahrheitszeugnis.

Blickt man ein wenig tiefer hinein in dieses Ringen, so ist es nicht schwer, die Einheit in ihm als große Linie zu erfassen. Im Grunde ist es ein einziges zentrales Problem, das ihn auf allen seinen verschlungenen Wegen zeitlebens geleitet hat: das Problem des Menschen. Psychologie und Metaphysik, Erkenntnistheorie und Soziologie, Ethik und Ontologie — sie alle konvergierten ihm in dem einen Gegenstande, dem Fernsten und zugleich Nächsten. Von dieser groß angelegten Konvergenz Rechenschaft zu geben, war der Plan seiner Anthropologie. In ihr sollte die Frucht reifen, der so mannigfaltige Blüte vorangegangen war. Die Frucht zu ernten, blieb ihm versagt. Wie es im kleineren war zu seinen Lebzeiten, daß andere Früchte ernten konnten, die er aufgezogen, so scheint es nun bei seinem Tode auch mit dem eigentlich Zentralen seiner Lebensarbeit werden zu wollen. Ein Überreichtum gedanklichen Gutes ist das Erbe Schelers, das der Nachwelt zufällt. An ihr wird es sein, das Erbe anzutreten.